

"Kartoffeltysker und Speckdäne" : Aspekte volkskundlicher Vorurteilsforschung

Autor(en): **Holzapfel, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **83 (1987)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Kartoffeltysker und Speckdäne»

Aspekte volkskundlicher Vorurteilsforschung¹

Von *Otto Holzapfel*

Nicht erst seit Günter Wallraffs aufrührerischem und anklagendem Buch «Ganz unten» (1985) über das Schicksal türkischer Gastarbeiter wissen wir, welche akuten und hässlichen Formen Vorurteile in unserer eigenen Gegenwart annehmen können. Auch in der historischen Dimension erscheint es erschreckend, mit welcher Leichtigkeit z.B. Witze über Juden auf den heutigen türkischen Gastarbeiter übertragen werden. Wir müssen dringend lernen, mit «dem Fremden» im eigenen Land in einer für beide Seiten erträglichen Form umzugehen, wollen wir nicht neuem Unglück entgegensteuern. Dabei kann es nicht darum gehen, historisch gewachsene und kulturell bedingte Unterschiede zu verneinen oder zu verschleiern, denn, wie es T. S. Eliot einmal in Verbindung mit der Diskussion, was ein Klassiker sei, formuliert hat, «Differenzen, die nicht überprüft werden, treten nie aus der Finsternis des Vorurteils heraus». Nun werden «wir» uns besonders schwer tun, über Vorurteile zu sprechen, da «wir» (sprich: Bundesrepublik Deutschland – gleich eine doppelte, nur scheinbar zulässige Generalisierung!) bisher genügend Anlass gegeben haben, unsere Vorurteile zu studieren – und zu erleiden. Mitscherlich hat uns in diesem Zusammenhang «die Unfähigkeit zu trauern» (1967) vorgeworfen und zugleich festgestellt:

«Vorurteile sind, genauer betrachtet, ein verblüffendes Phänomen. Wer von ihnen sicher gedeckt ist, lebt oft angenehm, denn er weiss mühelos über Dinge Bescheid, von denen er wenig versteht.»

Auf die Gefahr hin, dass sich das auch auf den Kommentator einer «volkskundlichen Vorurteilsforschung» beziehen liesse, will ich doch versuchen, einige Aspekte einer möglichen und nötigen Forschung in dieser Richtung zu skizzieren.

Die Vorurteilsforschung beschäftigt sich z.B. mit dem Phänomen der «kollektiven Erfahrung», die Eigenschaften (reale oder erfundene) von Einzelpersonen auf die Gesamtheit, auf «alle» überträgt, und zwar auf denkökonomischen Wegen (sprich: mangelndes Nachdenken) in einer Art geistigen Kurzschrift, als eine Formel, die eine mühelose Bewertung möglich macht. Mit einer solchen Schwarzweissmalerei und dem daraus

resultierenden Freund–Feind-Schema hat sich vor allem die Publizistikforschung beschäftigt (F.W. Dröge: Publizistik und Vorurteil, Regensburg 1967). Das Stereotyp ist das zu einem «Bild» geformte, konkretisierte Vorurteil. Ein solches Vor-Urteil liegt jenseits der Erfahrung und kanalisiert neue Eindrücke, und zwar auch auf dem Weg selektiver, bisherige Eindrücke bestätigender Beobachtung. Es verhindert also auch die Korrektur. Vorurteile sind in diesem Sinne unauffällig und anpassungsfähig, der mangelnde kritische Abstand verdeckt ihr Dasein. Lachen wir bei einem Witz etwa über die «Form» oder über den Inhalt? Gerade in abfälligen Witzen und Beleidigungen «denken» wir in Oppositionen und in Stereotypen (A. A. Roback: A Dictionary of International Slurs. 1979). Nationale Vorurteile sind ethnozentrische Hilfsmittel zur eigenen Identitätsfindung. Einer «natürlichen Identität» steht jene Rolle gegenüber, die ich spielen will – das Bild (image), das ich mir von dem anderen forme (K. S. Sodhi – R. Bergius: Nationale Vorurteile. Berlin 1953). Das Problem der Identität hat etwas mit Territorialität, mit «Heimatgefühl» zu tun (I.-M. Greverus: Der territoriale Mensch. Frankfurt/Main 1972) und berührt auch Fragen unseres gesamten kulturellen Hintergrundes (H. Bausinger: Kulturelle Identität. Bonn 1982). Schliesslich kämpft auch die Vorurteilsforschung selbst mit dem Problem ihrer eigenen Identität als Wissenschaft (H. E. Wolf: Kritik der Vorurteilsforschung. Stuttgart 1979).

Es scheint so einfach: Vorurteile sind Urteile, die im voraus gefällt worden sind, bevor die Betroffenen gehört wurden. Wir wissen, dass so etwas falsch ist. Wir können es kritisieren – und revidieren. «Gefährlich» wird das Urteil in dieser Weise erst, wenn man dagegen sozusagen keine Revision einlegen kann – möglicherweise gefährlich ist ein Vorurteil, so lange es nicht als solches erkannt wird. Das Vorurteil beruht auf einem scheinbaren Wissen und auf der angeblichen Erfahrung anderer, welche ohne weiteres Nachdenken und kritiklos übernommen werden. Selten wird das als augenblickliche Entscheidung erkannt, auf falscher oder vielleicht zu schwacher Grundlage, sondern es wird übernommen als scheinbar gesichertes Wissen – unbemerkt und deswegen unangreifbar. Und doch kennen wir Beispiele, wo die Erfahrung offensichtlich trügt.

Wenn wir mehrere Personen betrachten, die in einem gewissen Abstand zueinander stehen, so wissen wir, dass die entfernt stehenden Personen kleiner aussehen. In unserer Erfahrung erkennen wir als räumliches Sehen, dass Personen, die kleiner sind, weiter entfernt stehen. Wenn der perspektivische Raum verzeichnet ist, dann trügt uns die Erfahrung (s. Abb. 1): Diese Personen wirken unterschiedlich gross. Wir sind Opfer eines optischen Betrugs.

Der erste Schritt zum Abbau eines Vorurteils ist die Einsicht, dass der augenblickliche Eindruck nur auf scheinbarer Erfahrung beruht. Dafür gibt es viele Beispiele, die zeigen, wie unser Wissen auf angesammelten Beobachtungen aufbaut. Ein neues Phänomen betrachten wir «durch die Brille» der bisherigen Fälle, nach dem «Muster» unserer Erfahrungen. Man könnte behaupten, dass unsere Art zu denken, bis zu einem gewissen Grad verhindert, dass wir überhaupt etwas Neues sehen oder erkennen. Solches lehrt die Psychologie, dass wir nichts erkennen, was wir nicht bereits kennen. Unsere Art zu lernen besteht aus blosser Wiederholung. Das ist sicherlich überspitzt gesagt.

Nun sind weder Erkenntnispsychologie noch der Vorgang des optischen Betrugs Gegenstand volkskundlicher Vorurteilsforschung. Wenn wir aber von der Bedeutung des «Musters» sprechen, dürfen wir uns zu Wort melden. Muster hat etwas mit Tradition zu tun; Tradierung ist ein Phänomen, das wir zu analysieren suchen.

Es ist eine wichtige «Erfahrung», dass wir in vielen Fällen nicht vermögen, mit einem neuen Material entsprechend umzugehen. Die ersten Eisenbahnwagen waren der Form nach Pferdefuhrwerke, die man auf Schienen setzte: «Betrug». Die Plastiktasche, die Leder imitiert und mit den aufgegossenen Nähten vorgibt, aus Lederstücken zusammengesetzt zu sein, zeigt uns, wie hilflos wir sind, wenn wir im neuen Material neue Möglichkeiten entdecken sollen. Es ist nicht nur scheinbar «echtes Leder», sondern Ergebnis eines musterhaften Denkens in falschen Kate-

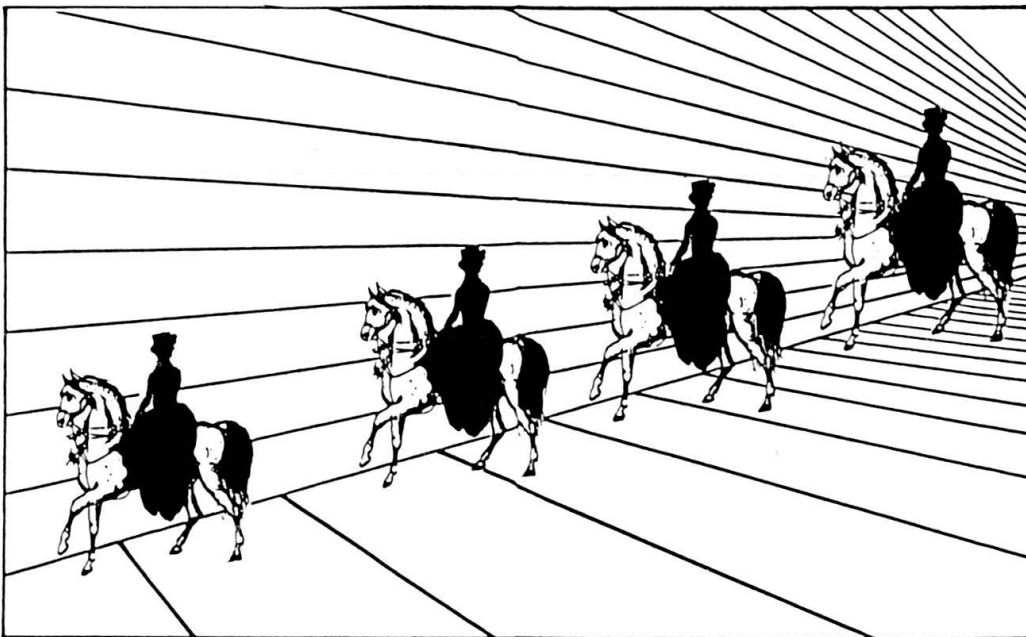


Abb. 1

gorien, eine in der Perspektive mangelnder Erfahrung mit dem neuen Material vorprogrammierte Fehleinschätzung der Möglichkeiten oder des «Werts» von Plastik. Erinnern wir uns auch, wie lange es gedauert hat, bis man zu einem adäquaten Bauen in Beton fand, welches die traditionellen Erfahrungen mit Ziegelmauer und Holzstütze überflüssig machte, und zwar unabhängig davon, wie wir den neuen Werkstoff bewerten. Wenn wir behaupten, dass Gesellschaftsprozesse in ähnlicher Weise ablaufen, dass nach jeder Revolution (teilweise wenigstens) das System wiederhergestellt wird, gegen das man gekämpft hat, dann wollen wir das hier nicht mit Marxisten oder Optimisten diskutieren. Wir wollen uns auch nicht in philosophisches Gebiet vorwagen, müssen aber erkennen, dass wir uns mit dem Phänomen Vorurteil in ein weites und unübersichtliches Gelände begeben. Im Vergleich zur klassischen soziologischen Vorurteilsforschung suchen wir die historische Perspektive, versuchen wir eine qualitative Bewertung. Im Gegensatz zu oder besser: in Ergänzung zur empirischen, quantifizierenden Methode und der aktuellen Datenanalyse suchen wir die kulturhistorische Analogie. Hierbei können wir uns auf die Volkskunde als Gesamtfach berufen.

Die Volkskunde als Universitätsdisziplin ist (wie auch andere vergleichbare Wissenschaftsbereiche, z. B. innerhalb der Philologien die Germanistik) nicht mehr ein abgeschlossenes, in ihren Grenzen genau definierbares Fach. Seit dem Ende der 1960er Jahre zeichnet sich vor allem eine Annäherung an die Sozialwissenschaften ab. Diese bringt auch ein allmähliches Abrücken vom festen Kanon volkskundlicher Gegenstandsbereiche wie Märchen, Sage, Lied, Hausbau, Sitte usw. mit sich. Es ist zunehmend eine Tendenz zu erkennen, die traditionellen Objekte volkskundlicher Forschung in einem grösseren Zusammenhang und versuchsweise als Indikatoren allgemeiner kultureller Erscheinungen zu werten. Das Universitätsfach ist entsprechend bemüht, sich mit anderen Begriffen zu charakterisieren, die diese Neuorientierung markieren sollen, z. B. als «Kultursoziologie» oder «empirische Kulturwissenschaft». Nun ist der Begriff der Kultur keineswegs leichter (wenn auch auf einer anderen Ebene liegend) als der des Volkes zu definieren, und so sind nach Hermann Bausinger die «Identitätsschwierigkeiten» des Faches doch geblieben². Gewonnen wurde bei diesem Prozess, der weiterhin anhält, ein notwendiger Raum für das Nachdenken über neue Problembereiche volkskundlicher Forschung, und zwar auch in dem Sinn, dass sich das Fach nicht nur verstärkt um «reale Probleme» als Teil einer mit humanen Fragen beschäftigten Wissenschaft zu kümmern habe, sondern auch in der Hinsicht, dass es quasi kaum Fragestellungen gibt, die nicht auch dem Volkskundler Interesse abfordern dürften. Doch ist

damit in keiner Weise der Anspruch zu verbinden, der Volkskundler solle sich um «alles» kümmern. Ganz im Gegenteil hat er in der verstärkten interdisziplinären Zusammenarbeit seinen spezifischen Beitrag anzubieten. Die Volkskunde blieb auch in ihrer soziologischen Neuorientierung eine Kulturwissenschaft. Gerade in diesem Bereich kann der Fachvertreter seine Erfahrungen mit den traditionellen, kanonartigen Objekten (auch die Wissenschaft denkt in Mustern!) bevorzugt einbringen, weil hier in der historischen Dimension wertvolles Vergleichsmaterial vorgelegt werden kann. Das gilt insbesondere auch für den literarisch interessierten Fachwissenschaftler, für den Folkloristen, für den sich z. B. am Märchenmaterial traditionelle Überlieferung und gegenwartsbezogene Analyse, wie Lutz Röhrich gezeigt hat, zu einer umfassenden Deutung von «Märchen und Wirklichkeit» (³1974) ergänzen. Nicht nur kann die Volksdichtung – so ebenfalls Röhrich – als «anthropologisches Modell» dienen³, sondern Dichtung allgemein kann als Spiegelung und Ergebnis unseres «Bildes» von der gegenwärtigen Welt interpretiert werden. «Worten der Welt» wird zur Daseinsanalyse.

Die Problemstellung im Objektbereich gegenüber der Vorurteilssoziologie kann grob vereinfacht auf das Schlagwort «Kontext» reduziert werden: Literatur und literarische Zeugnisse verstanden als Kontext zu Verhaltensnormen und Einstellungen, die sonst nur per Fragebogen ermittelt werden. Die hier versuchte volkskundliche Sehweise kann gegenüber der Philologie ebenso grob vereinfacht im Methodischen mit dem Schlagwort «Traditionsforschung» charakterisiert werden. Vor allem in den skandinavischen Ländern versteht sich die Folkloristik als Traditionsforschung, der Gesamtbereich skandinavischer Volkskunde als grundsätzlich historische Disziplin, die in kulturellen Prozessen die «Tradition» und die Bedeutung des «Musters» zu beurteilen versucht. Tradition, ein an sich wie Volk oder Kultur nicht minder schwer zu definierender Begriff, wird dabei in der notwendigen Einschränkung als der stabilisierende Faktor gesehen, der unser Verhalten normiert, es gegenüber individualisierenden Innovationen abschirmt, stabilisiert und auf dem oft unbewussten Weg der unkritischen Vermittlung weiterträgt und überliefert. Tradition bindet uns in unterschwelliger Art, ohne dass wir uns gebunden fühlen müssen und Anlass hätten, die überlieferten Inhalte kritisch zu überdenken. Tradition zeigt in der historischen Dimension eine gewisse Variabilität, die man vielfach als Anpassung analysieren kann, welche auch über längere Zeiträume hinweg tradierte Inhalte geschmeidig und unauffällig machen, d. h. der notwendigen Selbstkritik entziehen. Arnold Toynbee nennt die Tradition nicht nur «spezifisch menschlich», sondern geradezu «unbeständig» im Sinne von

«anerzogen», im Grunde auch «unkalkulierbar», übernommen als Teil der nur scheinbar gesicherten «Bildung».

Vorurteile unter dem Aspekt der Traditionsbildung zu analysieren ist ein wichtiger volkskundlicher Untersuchungsgegenstand, auch wenn dabei Neuland betreten werden muss. Doch selbst wenn man ältere Definitionen des Faches Volkskunde heranzieht, die sich vor allem auf die bäuerliche Welt als Gegenstandsbereich konzentrieren, so spricht auch aus ihren Auffassungen eine Sicht, die durchaus übertragbar ist. Die Vorurteilsbildung und die Verwendung literarischer Stereotype entspricht einer «Volkskultur», die durch «Gemeinschaft und Tradition» bestimmt ist (so Richard Weiss; für Gemeinschaft könnte man auch Gruppenverhalten u.ä. einsetzen) oder einem «Leben in überlieferten Ordnungen» (so Leopold Schmidt). Zu erarbeiten wären für ein aktuelles und problemreiches Feld solcher Orientierung in und an Denkmustern die bis in die Gegenwart reichenden historischen Materialien. Viele der zu beschreibenden Vorurteilsbildungen sind ja gerade nicht als «Überlieferung» deklariert, sondern als alltägliche Erfahrung stilisiert. Die Bearbeitung unter einem spezifisch volkskundlichen Aspekt bedeutet im Ansatz die Analyse des etwa in der Literatur manifesten Vorurteils als einer historisch gewachsenen, der Tradition verhafteten und mit und in ihr überlieferten Einstellung. Es wäre allerdings kurzsichtig und falsch, alle in solcher Hinsicht verdächtigen Phänomene ausschliesslich in dieser Weise charakterisieren zu wollen. Die Analyse des tradierten Vorurteils und der literarisch und ausserliterarisch überlieferten Einstellung, nicht etwa die auf mögliche akute und eigene Erfahrung beruhende kritische Beurteilung, ist der entscheidende rote Faden, dessen man sich als Richtungsweiser zu bedienen hat.

Dass ich mich speziell mit der deutsch-dänischen Problematik auseinandersetze⁴, hat auch persönliche Voraussetzungen. Zudem aber meine ich, dass wir die Vorurteilsforschung nicht nur auf die drängenden und naheliegenden Hauptprobleme beschränken dürfen – historisch gesehen unser Verhältnis etwa zu Frankreich oder zu Polen –, sondern auch gerade Fragen, die unsere «kleineren Nachbarn» angehen, beachten sollten. Das gilt für Dänemark, das sich traditionell als «kleines Land» versteht, das gilt aber auch gleichermassen für Österreich, Belgien, die Niederlande usw. Oder wie die Schweizer Soziologin Angela Molnos 1961 in einem Artikel über «das Deutschenbild der Schweizer» schrieb:

«Das grosse Missverständnis scheint darin zu bestehen, dass der Deutsche nicht einmal weiss, wie sehr er für den Schweizer ein Problem bedeutet. Er verletzt ihn bereits damit, dass er sein Verhältnis zu ihm als absolut unproblematisch empfindet»⁵.

Als Beispiel für die mit einer volkskundlichen Sichtweise implizierten Fragestellungen mag die im Dänischen zuweilen verwendete und unmittelbar wohl als abwertend empfundene Bezeichnung «Kartoffel-deutscher» stehen. Sie könnte ohne das Wissen um den kulturellen Hintergrund bei einem deutschen Gegenüber falsche Assoziationen auslösen. «Kartoffeltysker» war die volkstümliche Bezeichnung für die vor allem aus dem Odenwald kommenden Kolonisten, die 1759 bis 1761 Heidegebiete in Mitteljütland besiedelten und in jahrelanger, mühevoller Urbarmachung den bisher dort unbekanntem Anbau der Kartoffel betrieben⁶. Wegen der vorerst schwierigen Anbaubedingungen – die sandige Heide unterschied sich erheblich von der Landschaft Hessens und der Pfalz – wanderte ein Teil der ursprünglich etwa dreihundert Familien (etwa 1100 Ansiedler) um 1765 in russische Kolonien weiter. Besonders in der zweiten Generation verlagerte sich der anfängliche Gartenbau wegen des mageren Bodens immer mehr auf die Forstwirtschaft (Plantagenkulturen) und auf den Kartoffelanbau – ein Produkt, das bis heute wichtig geblieben ist. An die Kartoffeldeutschen erinnern nur noch Familiennamen und Siedlungstyp eines Kolonistendorfes. Die Vorstellung, die sich mit den ehemaligen Bewohnern verbindet, ist die eines allgemeinen Eindrucks von Fremden. Sehr bald haben sich die deutschen Kolonisten an ihre Umgebung assimiliert, aber der erste Eindruck wird vor allem auch der des sprachlich Fremden gewesen sein. Darauf deutet ein davon wohl abgeleitetes «kartoffeldansk» (Kartoffeldänisch) als herabsetzende Bezeichnung für den dänischen Dialekt in Sønderjylland (Süderjütland), der sich, vor allem von Kopenhagen aus, eben schon «halb deutsch» anhört⁷.

«Kartoffeldeutscher» war also eine ursprünglich nicht unbedingt negativ bestimmte Bezeichnung für den Fremden im eigenen Land. Sein mangelhaftes Dänisch konnte dann wahrscheinlich als «Kartoffeldänisch» bezeichnet werden, und diese Vorstellung wurde sekundär auf ein «deutsch klingendes Süderjütländisch» übertragen, und zwar jetzt eindeutig abwertend. Diese Bedeutungsverschiebung kann dann zu Missverständnissen führen, die sich daraus zu ergeben scheinen, dass ein seines ursprünglichen Inhalts entleerter Ausdruck traditionell weiterverwendet wird, ohne dass man sich im Gebrauch über den nun «falschen» Sinnzusammenhang Rechenschaft gibt. Das «Muster» lebt auch in einem Zusammenhang weiter, der dem ursprünglichen Sinn widerspricht. Überlieferung wird zur starren Tradition. Aus einer spezifischen Erfahrung, einem Urteil, wird verallgemeinernd ein formelhafter Sprachgebrauch, der, auf einen literarischen Text übertragen, dem Stereotyp entspricht.

Ganz anders verhält es sich mit der deutschen Bezeichnung «Speckdäne». Sie wurde vorerst von Deutschen für Personen gebraucht, von denen man erwartete, sie würden bei der Abstimmung 1920 in Schleswig-Holstein für Dänemark optieren und die deshalb (von Dänemark aus) zum Teil reichlich mit Lebensmittelpaketen versorgt wurden. Die Volksabstimmung sollte die gewünschte Nationalitätszugehörigkeit, entsprechend den Bestimmungen des Vertrags von Versailles, regeln. Aus solchen Erfahrungen wurde der Ausdruck dann allgemein auf den mit landwirtschaftlichen Produkten reichlich versehenen Dänen überhaupt übertragen, und zwar aus dem Kontrastschema des ärmeren Deutschen heraus. Der «Speckdäne» hat eine gewisse Rolle in der Situation der Weltwirtschaftskrise und in den Notzeiten der 1920er und 1930er Jahre gespielt, als sogenannte «Wienerbørn» (Wienerkinder) auch aus vielen Teilen Deutschlands zur Erholung nach Dänemark gebracht wurden. Die Bezeichnung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg erneut aktuell, als man von manchen Seiten in Dänemark, besonders von den nationalen Kreisen in Nordschleswig (hier synonym für dänisch «Sønderjylland» als dem heute dänischen Teil Süderjütlands), auf eine neuerliche Revision der Grenzziehung hoffte. Aber es muss gesagt werden, dass die Kopenhagener Regierung solche Wünsche aus ihrem eigenen Land zurückwies, und es ist daran zu erinnern, dass gerade im hungernden Norddeutschland des Nachkriegsjahres 1945 grosse Teile der bedürftigen Bevölkerung von Dänemark aus mit Lebensmittelpaketen versorgt wurden, und zwar ungeachtet ihrer möglichen dänischen Gesinnung.

Sonst taucht der Begriff «Speckdäne» gelegentlich wieder auf, um den Kontrast zwischen einer anscheinend wohlgenährten (dänischen) Landbevölkerung und einer darbenden (deutschen) Industriearbeiterschaft zu illustrieren. Soweit man zuweilen damit abfällig überhaupt einen reichen dänischen Bauern bezeichnen konnte, wurde als Gegenbild für den ungeliebten Nachbarn dänisch der «Pølsetysker» (d.h. der nur Wurst essende Deutsche) erfunden⁸. Der Hunger spielte – von Dänemark aus gesehen – offensichtlich eine grössere Rolle südlich der Grenze als im eigenen Land. In diesem Sinne müssen wohl auch traditionelle dänische Sprichwörter wie:

«Er du tysk og tåbelig, bliver du dansk, når du bliver sulten» (Bist du deutsch und dummlich, wirst du dänisch, wenn du hungrig bist). Und «Han snakker tysk, han er vist ikke sulten» (Er spricht deutsch, er ist anscheinend nicht hungrig).

verstanden werden, die Evald Tang Kristensen um 1890 in Jütland aufgezeichnet hat⁹. Die Sprichwörter deuten an, dass wer in Dänemark etwas zu essen haben wollte, wenigstens unter der Landbevölkerung

nicht zu laut mit seiner deutschen Muttersprache prahlen sollte. Solches steht etwa im Gegensatz zum «Deutsch» ehrbarer Zünfte in Kopenhagen. Diese Redensarten sind damit Spiegelbild eines begrenzten traditionellen Gegensatzes zwischen armen deutschen Saisonarbeitern und wohlhabender dänischer Landbevölkerung (wobei nicht vergessen werden sollte, dass noch im vorigen Jahrhundert in den nördlichen Landesteilen Jütlands auf den Heideflächen oft bittere Armut herrschte – die Redensarten sind also auch regional einzugrenzen).

Geblichen ist davon in der modernen, überregionalen Ordnung auf dem landwirtschaftlichen Sektor nicht viel. Das Symbol des modernen Deutschen ist aus dänischer Sicht z.B. der Mercedes, aber weiterhin preist der dänische Metzger seine besondere Wurstspezialität als «sønderjysk» (süderjütändisch, aus Schleswig, d.h. «deutsch» beeinflusst) an. Vergleichbares kann man etwa vom elsässischen Bier in Frankreich feststellen. Aus der tatsächlichen Nachbarschaftserfahrung heraus erwachsen Urteile und Vorurteile, deren Assoziationen je nach Kontext unterschiedlichen Wertungen und Einstellungen entsprechen.

Das Bild des vor allem von dänischen Landwirtschaftsprodukten profitierenden Deutschen taucht in der Karikatur in den Jahren zwischen 1940 und 1945 auf. In dieser Zeit galt für das deutsche Militär Dänemark als Etappe. Die Schwierigkeiten, die man in diesem besetzten Land hatte, schienen, vor allem in den ersten Jahren, sekundär. Dänemark war ein Land der Erholung von der Front. Dass die Bevölkerung der angeblichen Schutzmacht gegenüber zunehmend wenigstens die «kalte Schulter» zeigte (eine solche Haltung wurde in Dänemark von den Gemässigten und den unter der Not Verhandlungswilligen propagiert), konnte von deutscher Seite durchaus als harmlose Gleichgültigkeit missverstanden werden. Diese Politik der «kalten Schulter» hatte also ihre unbeabsichtigten Nebenwirkungen. Die deutschen Soldaten, die aus Dänemark in die Heimat fuhren, konnten wahrheitsgemäss berichten, dass «alles in Ordnung» sei, man achte überhaupt nicht weiter auf sie. Das konnte z.B. der dänische Korrespondent in Berlin von 1938 bis 1943 (dann bekam er Schreibverbot), Helge Knudsen, berichten:

«Ofte naar jeg var paa Besøg i Danmark, spurgte jeg mig selv og andre, om det var rigtigt at behandle de tyske Soldater og Officerer som Luft» (Oft, wenn ich auf Besuch in Dänemark war, fragte ich mich und andere, ob es richtig sei, die deutschen Soldaten und Offiziere wie Luft zu behandeln)¹⁰.

In einer Umgebung, deren Sprache man nicht verstand, im relativ ungestörten alltäglichen Leben, an der Haltestelle auf eine Strassenbahn wartend, konnte der kleine deutsche Soldat mit seinen für sich und die hungernde Heimat bestimmten Fresspaketen wie eine unanständige

Insel der Selbstgefälligkeit inmitten von (doch offensichtlich hilflosen) «kalten Schultern» wirken – so hat es der Zeichner Østerberg nach 1945 festgehalten (s. Abb. 2). Auch in der satirischen Zeitschrift «Blæksprutten» wurde diesem hamsternden deutschen Soldaten ein Denkmal gesetzt. Dort ist es nicht der «unbekannte Soldat», sondern «den kendte Soldat» (der bekannte Soldat), der in Uniform, bepackt mit Paketen vom Einkauf und gekennzeichnet durch Hoheitsabzeichen und «Stiernakken», auf dem Podest steht¹¹.

Hier ist quasi über den Umweg eines Gegenbildes zur Figur des Speckdänen und in Verallgemeinerung eines sich herausbildenden Vorurteils über den essgewaltigen Deutschen ein Stereotyp entstanden, das vorläufig auf den deutschen Besatzungssoldaten während der nationalsozialistischen Herrschaft gemünzt war. Entsprechende Bonmots über die anscheinend von barbarischer Esslust beherrschten Deutschen während des Zweiten Weltkrieges – eine Haltung, die man angesichts der Grauen des Krieges bei einem Menschen, der sich plötzlich inmitten der friedlichsten Idylle findet, durchaus verstehen kann – machten die Runde:

«Der var en tysk Officer, der fik Chancen for at komme til Østfronten og faa Ridderkorset med Sværd. Men han vilde hellere til Danmark og have Flæsketeg med Svær. Aa ja» (Da war ein deutscher Offizier, der hatte die Gelegenheit, an die Ostfront zu kommen und das Ritterkreuz mit Schwertern zu bekommen. Aber er wollte lieber nach Dänemark und Schweinebraten mit knuspriger Schwarte haben. Aha)¹².



Abb. 2

Die Assoziationen, die sich aus diesem Text bei einem dänischen Leser einstellen, wären nicht zu analysieren, wenn man nicht scheinbar nebensächlichen Kontextinformationen nachgehen würde, die sowohl den von Deutschen verachteten «Speckdänen» als auch das daraus und aus dem Bild vom «Kartoffeldeutschen» entwickelte dänische Antischema «Pølsetysker» einschliessen. Nicht immer ist der Weg zur Analyse eines Textes so umständlich. Die allgemeine Erfahrung mit solchen Daten erlaubt jedoch, den beschriebenen Prozess der Vorurteilsbildung modellhaft zu übertragen.

Mit der Erinnerung an das Brecht-Zitat «Erst kommt das Fressen ... dann die Moral» könnte man meinen, dass auch die nationale Stereotypenbildung im reichen Mass «durch den Magen» geht. Die Skandinavier sind z. B. als Kaffeetrinker bekannt. Über den Geschmack, auch bei Kaffee, sollte man nicht streiten, aber die Assoziation eines schlechten Kaffees mit Deutschland wird nicht nur in der literarischen Form wahrscheinlich von jedem Dänen unmittelbar verstanden werden können:

«De gode mennesker havde pumpet mig fuld af kaffe, eller det de kaldte kaffe, varmt vand i spandevise med cikorie, Kaffee, det bedste man kan få, og intet var for godt til disse sejrrige Dänen nordfra ...» (Die guten Menschen [Deutsche] hatten mich voll Kaffee gepumpt, oder was sie Kaffee nannten, eimerweise warmes Wasser mit Chichorée, Kaffee, das beste, was man bekommen kann, und nichts war zu gut für diese siegreichen Dänen aus dem Norden ...) ¹³.

Eine Fragestellung, die sich an solche Zitate anschliesst, ist, das Bild des Deutschen in der dänischen Literatur zu untersuchen. Hierbei wird etwa ein Roman nicht nur als literarisches Dokument gesehen, sondern als Ergebnis einer traditionellen Meinungsbildung, der auch der Künstler unterliegt. Um diese beurteilen zu können, muss man wiederum auf verschiedene Voraussetzungen aufmerksam machen, die auch die Gegenwart betreffen. Bis auf ganz wenige Ausnahmen wird in der schöngestigen dänischen Literatur der Moderne z. B. nicht zwischen Ost-, Mittel- und Westdeutschland oder zwischen DDR und Bundesrepublik differenziert. Diese Problematik hat die dänische Literatur nicht erreicht, zumindest sich noch nicht im breiteren Bewusstsein manifestiert. Eine vereinzelt Spur in einem Roman von Klaus Rifbjerg von 1969 in «Anna (jeg) Anna» – daher stammt auch das oben genannte Romanzitat –, auf welche Bernhard Glienke von Seiten der Skandinavistik 1970 aufmerksam macht, scheint eher die Ausnahme zu bestätigen. Dort reflektiert der Erzähler seine Eindrücke in der DDR mit den Sätzen:

«Es (der Nationalsozialismus) ist gar nicht hier! Alles ist hier rein! Alles ist hier rein, sauber und nett. Wir sind im Osten. Es ist alles vorbei, alles vorüber» ¹⁴.

Hier wird also der angeblich radikale Traditionsbruch zwischen dem Dritten Reich und der DDR parodistisch in Frage gestellt. Aber im Ver-

gleich mit einer umfassenden Dokumentation kann man erhebliche Zweifel haben, ob eine solche Anspielung auf Erfahrungen aus dem deutschen Nationalsozialismus und der Nachkriegszeit von einem dänischen «Durchschnittsleser» überhaupt oder richtig verstanden wird.

Demgegenüber wurde als anderes Extrem die völlige Trennung der Begriffe Ost-Deutschland und DDR von «Deutschland» 1968/69 bei einem Test, den Walter Feigs für die Wortbedeutungsforschung referiert, unter norwegischen Studenten festgestellt. Gleichermassen undifferenziert wie bei der Verneinung der historischen Entwicklung wurde hier nur die Bundesrepublik mit «Deutschland» assoziiert¹⁵. Friedrich Sieburg schliesslich hat sich in einer Zeitungsglosse bitter beklagt, dass – hier an einem Einzelfall herausgegriffen – die Kenntnisse der Dänen zum Problem der deutschen Teilung denkbar gering seien¹⁶. Diese Situation scheint heute kaum verändert, und das ist auch nicht zu erwarten, so lange das Bild des Deutschen in der neueren dänischen Literatur von den Vorurteilen besetzt ist, die nicht nur grob vereinfachte Orientierungsmittel gegenüber dem nächsten Nachbarn liefern, sondern auch im hohen Grad einen Konsensus zwischen den eigenen Gruppenmitgliedern, den Dänen, herstellen sollen. Hier spiegelt die Literatur ein Stück Realität der Identitätsfindung.

Die analysierten Stereotype sind zum grossen Teil ethnozentrisch bestimmt. Das heisst, sie richten sich in ihrem bewussten oder unterschwelligem Appell nicht an einen fremden Leser, auch nicht an die Deutschen, sondern an den Bürger im eigenen Land, an die Dänen. Ihre Zielrichtung ist nicht die nach aussen gewendete Propaganda (auch nicht indirekt), sondern der nach innen gerichtete Wunsch nach Selbstidentifikation. Von der Psychologie her wäre der Begriff der «Identität» im Sinne von Erik H. Erikson anwendbar, die Fremdstereotypisierung mit ihrem Kontrastbild vom andersartigen nationalen Nachbarn wäre als Zeichen eines gewissen eigenen Identitätsverlustes zu erläutern. Selbstidentifikation wird geradezu definiert als «das Sich-Unterscheiden-von-Anderen»¹⁷. Verstärktes Identitätsgefühl sollte z.B. mit den dänischen Massenbewegungen, u.a. dem «alsang» (Massensingbewegung) zu Anfang der 1940er Jahre entwickelt werden, und zwar deutlich im Kontrast zur deutschen Besatzung. Wenn unter Identität auch die «Konstanz im Verhalten»¹⁸ verstanden wird, kann man das starre Festhalten an überlieferten Vorurteilen, an der «Tradition des Vorausurteils», durchaus als Problem der versuchten Selbstidentifikation sehen. Im Sinne der sicherlich berechtigten Skepsis von Jürgen Habermas, ob heutige komplexe Gesellschaften überhaupt fähig sind, eine «vernünftige» Identität auszubilden, wäre ein vor allem an das Kontrastschema

vom Deutschen sich klammerndes, ethnozentrisch produziertes Dänemarkbild der Dänen keine «natürliche Identität», sondern eine «Rollenidentität»¹⁹. Habermas fordert eine «neue Identität», die sich nicht in einem «Weltbild» artikuliert²⁰. Im Kontrastschema entwickeln sich sowohl nach der positiven als auch verstärkt nach der negativen Seite hin Vorstellungsbilder, die auf kollektiven Erfahrungen fussen und weniger der Abwehr als vor allem der Selbstbehauptung dienen. Man spricht soziologisch übertragen von der «Rolle» oder dem «Status». Dieses Bild der Ich-Findung, praktisch ausschliesslich mit den negativen Tönen der Abwehr gegen alles Fremde komponiert, widerspricht einer idealistischen Vorstellung von persönlicher Selbstdarstellung; es erläutert aber mit seinen pessimistischen Untertönen auch im Gesamtrahmen einer grösseren ethnischen Gruppe in erschreckender Deutlichkeit das Funktionieren von Vorurteil und Stereotyp. Der Identitätsbegriff wird so gesehen nicht formuliert als «kreativer Selbstaussdruck des Individuums», sondern als «stereotypes Selbstbild» bzw. formelhaftes Fremdbild²¹. Doch geht es hier nicht darum, das Vorurteil selbst und die damit verbundenen Phänomene an den gewählten Beispielen zu erläutern, sondern die literarische Umsetzung des Vorurteils in Form der Stereotype zu analysieren. Zweifellos geht aber damit die Bedeutung der Analyse über das blosses Verständnis für Literatur hinaus.

Aus der Kulturanthropologie kann weiterführend die Vorstellung von der «kollektiven Erfahrung» übernommen werden, die sich an so widersprüchlichen dänischen Beispielen wie der Vorstellung von der Provinzialität (Topos vom «kleinen Land») und an Erlebnissen aus dem Exil in Schweden während des Zweiten Weltkrieges anschliessen lässt. Immer wieder kann die Literatur als Reaktion auf einen (im weiteren Sinne) politisch-kulturhistorischen Vorgang interpretiert werden, für dessen Erläuterung es der Kontextinformation bedarf. Diese geht z.B. im Verhältnis zu den Kommunisten vor und kurz nach 1945 bis zur psychologisch analysierbaren Verdrängung.

Durch ein selektives Wahrnehmen wird das Vorurteil ständig bestätigt, und die Reproduzierung des Vorurteils birgt schliesslich damit die Gefahr der Toleranzfeindlichkeit. Auch wenn das gleiche Merkmal, das solchermassen begründet ist, in anderen Gruppen oder sogar in der eigenen Gruppe auftaucht, korrigiert dieses das Vorurteil nicht. Nur die intensive und bewusstmachende eigene Erfahrung vermag dem entgegenzuwirken. Das lässt sich in einem Bonmot von Soya ausdrücken:

«Turisterfaring. Ih hvor tyskerne taler højt! De er næsten li'så støjende som danskere» (Touristenerfahrung. Wie laut doch die Deutschen reden! Sie sind fast so lärmend wie Dänen)²².

Das lässt sich entgegengesetzt mit dem früher verbreiteten dänischen Sprichwort «så gal som en tysker» (so wütend, verrückt wie ein Deutscher) illustrieren²³, und das lässt sich eben auch am literarischen Material eines Romans demonstrieren. Hier muss allerdings die Interpretation einsetzen, über deren Stichhaltigkeit man schliesslich diskutieren kann. Ziel solcher Arbeit ist vor allem Information, und zwar bis zu einem gewissen Grad «rücksichtslose» Information – nicht um «alte Wunden» aufzureissen und neue hinzuzufügen, nicht um durch Kopfschütteln auf beiden Seiten die Verständigungskluft zu verbreitern, sondern um Dinge aufzuzeigen, die auf beiden Seiten als Vorurteile entlarvt werden müssen.

Ziel ist es, auf einen vielfältigen Wortgebrauch von «deutsch» und damit zusammenhängende Assoziationen hinzuweisen, die zumindest missverständlich sind, mit einiger Wahrscheinlichkeit aus dem hier besprochenen Umfeld von Vorurteilen erwachsen sind und denen gegenüber man auf beiden Seiten nachdenklicher als bisher reagieren sollte. Dazu ein Beispiel: In der neuesten dänischen Literaturgeschichtsschreibung wird auf das Schicksal von Kaj Munk verwiesen, der während des Dritten Reiches und unter deutscher Besatzung mutig von der Kanzel herab den Widerstand predigte. Er steht als Märtyrer dieser Zeit, ja sein Schicksal scheint sich fast wie in einer christlichen Vision erst damit «vollendet» zu haben, dass er für seine Überzeugung mit dem Leben büsste:

«Den fuldbyrdes først, da tyskerne myrdede ham natten mellem den 4. og 5. januar 1944» ... (Das vollendete sich erst, als die Deutschen ihn in der Nacht zwischen dem 4. und 5. Januar 1944 ermordeten)²⁴.

Dabei soll die Scheusslichkeit der Tat selbst, mit höchster Wahrscheinlichkeit von der Gestapo ausgeführt, in keiner Weise in Frage gestellt werden. Eigenartig dagegen auch die Scheu auf deutscher Seite, solche Tatsachen beim Namen zu nennen. Da wird Kaj Munk «ein Opfer der Besetzung Dänemarks 1940–1945» und er «ging [1944] in den Tod»²⁵. Das ist die kollektive Anonymität, aus der und in der Vorurteile leben. Sie gilt es blosszustellen. Entsprechend soll mit keiner Zeile der Eindruck erweckt werden, dass an den z.T. grausamen historischen Nachbarschaftserfahrungen, die die Dänen von Deutschen besonders während der nationalsozialistischen Herrschaft erleiden mussten, gezweifelt werden sollte. Man kann sich weder selbst noch stellvertretend für andere aus dieser bitteren Verantwortung stehlen. Aber Literatur sollte nicht nur Aspekten historischer Vergangenheit verhaftet sein, sondern auch gerade im allgemein politischen Bereich Zukunftsperspektiven aufweisen. Wo dieses nicht oder kaum der Fall ist, muss diese Tatsache zum Nachdenken anregen.

Selbst der möglichst nur positive Seiten wertende Ansatz zu einer Analyse der «politischen Kultur» der Deutschen, besonders der Bevölkerung der Bundesrepublik nach 1945, die heute schliesslich zu dem anscheinend erfreulichen Ergebnis kommt, «den typischen Deutschen gibt es nicht»²⁶, kommt an der Tatsache nicht vorbei, dass das Deutschenbild weiterhin mit vielen negativen, angeblich authentischen Erfahrungen behaftet ist. Diese sind nicht nur an der Wirklichkeit zu messen. Insofern mache ich mir auch keine oder kaum Hoffnungen, mit solcher Arbeit zu helfen, dass Vorurteile abgebaut werden. Solange Vorurteile – hier im Sinne eines ungeprüften, negativen Vorausurteils – nicht zu bestimmten politischen Zwecken missbraucht werden, bewegen sie sich in scheinbar harmlosen Bereichen. Verhindern wird man ihre Entstehung und Tradierung nicht, aber durch entsprechende Bewusstmachung ihre Auswirkungen hoffentlich relativieren können.

Die hier anvisierte Fragestellung heisst, wie sich das «Bild» (image) des nationalen Nachbarn jeweils in der Literatur darstellt, und zwar in dem Fall «Literatur» in einem weiten Rahmen, der auch traditionelle Grenzen volkskundlicher Objekte überschreitet. So scheint es mir besonders interessant, etwa «klassische» Romane daraufhin durchzusehen, also die Untersuchung in eine literarische Ebene zu tragen, der man nicht von vornherein Vorurteilsbildungen dieser Art zutrauen würde, anders als etwa dem Witz oder der Trivilliteratur, der Zeitung oder der Propagandapublizistik. Schon nach einer groben Übersicht stellt sich hier im Blick auf Deutschland und Dänemark eine gewisse Einseitigkeit heraus, dass nämlich «der Däne» in der deutschen Literatur eine weitaus geringere Rolle spielt als umgekehrt. Die Gründe dafür liegen auf der Hand, und zwar im Verhältnis vom «kleinen» zum «grossen» Nachbarn und im unterschiedlichen öffentlichen Interesse (sprich: Identitätsfindung), das sich eben auch in der Romanliteratur spiegelt. Von Seiten der deutschsprachigen Literatur wäre etwa auf Rudolf Hagelstanges Roman «Altherrensommer» (1969) hinzuweisen, in dem sowohl eine Dänin mit Schwierigkeiten in der S-sch-z-Aussprache:

«Ssie ssollten mich ein wenig bessützen vor ihm; er ist doch viel ssu alt für mich. Ssie ssind ssehr ssympathisch» (S. 88)

als auch ein «Herr Potoppidan» (wohl angelehnt an dänisch Pontoppidan, etwa der Schriftsteller Henrik Pontoppidan, 1857–1943), ein «Deutschenfresser, wie er im Buch steht» (S. 137), auftauchen. Zu zitieren wären auch positive und eindeutig negative Urteile von z.B. Fontane oder Storm. Hier sei noch ein Beleg aus der Gegenwart herausgegriffen, und zwar «Der Butt», erfolgreicher Roman von Günter Grass von 1977.

Das ist die Geschichte von dem merkwürdigen, schiefmüuligen Plattfisch, der über Jahrtausende hinweg mit dem Menschen Zwiesprache hält und die Emanzipation mit jeweils wechselndem Erfolg für die Männer- oder Frauenseite vorantreibt. Schliesslich wird der Butt vor ein Tribunal zitiert und, freigesprochen oder dazu verurteilt, seine Rolle weiterzuspielen, wird er vor der dänischen Küste, auf Møn – mühsam, weil typographisch nicht vorhanden, mit einem dänischen ø geschrieben – ausgesetzt und in die Ostsee entlassen. Hier ist Dänemark – Nachbarland mit u.a. einer aktiven Frauenbewegung, die in dieser Phase der Buttgeschichte unterstützend in die Handlung eingreift – Kulisse, aber austauschbare Kulisse, ohne nennenswerten Stellenwert. Eine Aussetzung auf Rügen, wie zuerst geplant, hätte «neue Verwicklungen» mit der DDR herbeigeführt; so begnügt Grass sich damit, doch nach fast 700 Seiten die Rahmenhandlung des Romans in Dänemark zu Ende zu bringen. Die Dänen sind Statisten, und zwar nicht nur als Frauenbewegung der unmittelbaren Gegenwart, ebenfalls mehr oder weniger austauschbar, sondern auch als historische Requisitenfüller: Ganz am Ende der umfangreichen Tragödie wird noch einmal mit einem Rückblick in die Geschichte der Kämpfe zwischen Dänen und Slawen in den baltischen Staaten gedacht. Shakespeares Hamlet-Mitspieler Fortinbras als Däne und der baltische Heidenfürst Swantopolk stehen sich gegenüber und beschimpfen sich nach guter traditioneller Art vor dem Kampfbeginn: «Du Kaschubensau! Du Dänenschwein!» Doch dieses Geplänkel erweist sich schnell als überholt, als sich die endgültigen Machthaber einmischen, und zwar wiederum in der gründlichen Art, die dem Deutschen auch in diesem selbstkritischen Roman anhaftet:

«Klar», sagte ich, 'aber was passiert nach dem Sieg?' 'Es könnte', sagte Jan, 'der siegreiche Swantopolk an sich zu zweifeln beginnen. Er zögert und zaudert ...' 'Solange', sagte ich, 'bis die Deutschherren kommen, die keine Zweifel kennen und aufräumen, unerbittlich aufräumen'»²⁷.

Die Tendenz, hinsichtlich des Themas «Deutschlands Beziehungen zu seinen Nachbarn» die Rolle Dänemarks zu übersehen oder zumindest für sekundär zu halten, ist kaum zu verneinen. Das hat auch seine historische Begründung, aber u.a. auch das Ergebnis, dass eine solche Untersuchung durchaus nicht das «trübselige Florilegium von Gruppenvorurteil und Nationalhass» wird²⁸, die es hinsichtlich anderer Nachbarn werden könnte. Insofern dürfte eine Verständigung bei einigem guten Willen leichter fallen. Was es mit der Rolle auf sich hat, dass es nicht die Aufgabe «eines Autors deutscher Muttersprache, der Gelegenheit genug hat, vor der eigenen Tür zu kehren»²⁹, sein kann, Vorurteile der Nachbarn aufzuzeigen, so meine ich, dass einer, der sich in beiden Kulturen

und Sprachen gleichermaßen zuhause fühlen kann, nicht nur die berechtigte Möglichkeit hat, ein solches Thema aufzugreifen, sondern in gewisser Weise sogar die Verpflichtung dazu fühlen kann. Hier liegen auch Aufgaben für den sprachübergreifend und im Rahmen einer «Europäischen Ethnologie» denkenden Volkskundler.

Mit den Bonner Erklärungen 1955 sollten die «alten, guten Beziehungen, die früher zwischen Deutschland und Dänemark bestanden, wiederhergestellt sein». So wurde von deutscher Seite aus kommentiert. Von Dänemark aus hielt man dem mit Humor entgegen: Da müsse man wohl bis in das Hochmittelalter zurückgehen,

«als Svend Grate in Merseburg dem Kaiser Barbarossa das Schwert vorangetragen habe. Das war Anno 1152»³⁰.

Anmerkungen

¹ Als Vortrag gehalten vor der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Zürich am 20. Januar 1986. Die (hier gekürzte) Vortragsform wurde beibehalten.

² Hermann Bausinger: Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 76 (1980), 4.

³ Lutz Röhrich: Volksdichtung als anthropologisches Modell. Verleihung der Friedrich-Metz-Stipendien 1972. Hamburg 1972.

⁴ Vgl. meine (ungedruckte) Habilitationsschrift: «Der Deutsche» in Dänemark. Das Bild des Deutschen in der neueren dänischen Literatur. Nachbarschaftserfahrungen, Vorurteile und ihre literarische Bearbeitung seit 1848. Freiburg i.Br. 1984. Ca. 634 S. – Zu einem Teilaspekt vgl. meinen Aufsatz: Deutsch-dänische Grenz- und Abgrenzungsschwierigkeiten. Patriotismus und Nationalismus im Spiegel einiger schleswig-holsteinischer Liederbücher von 1802 bis 1864. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 27/28 (1982/83), 225–234.

⁵ Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 13 (1961), 445.

⁶ N.J. Windfeld Lund: Kartoffeltyskerne. In: Folk og Kultur 1975, 31–66.

⁷ Das heute relativ ungebräuchliche Wort «kartoffeldansk» muss jedoch nicht notwendigerweise allein von der Parallele «kartoffeltysk» abgeleitet sein. Darauf deutet allerdings die Verwendung in abfälliger Bedeutung für «sønderjysk», und es taucht so als älteres lexikalisches Stichwort auf (Salmonsens Konversationsleksikon ²1922; Illustr. dansk Konversationsleksikon. Berlingske 1935).

⁸ «Pølsetysker» nennt Ordbog over det danske Sprog XVII, 1937, Sp. 230, einen deutschen Touristen, «der auf sparsame Weise reist und hauptsächlich von (mitgebrachten) Würsten lebt» (Beleg von 1905).

⁹ Evald Tang Kristensen: Danske ordsprog og mundheld (...). København 1890, 363 und 622.

¹⁰ Helge Knudsen: Hitler bandt min Pen. København 1945, 138.

¹¹ Blæksprutten. Hg. v. Herluf Jensenius. København 57 (1945), 38.

¹² Wortspiel mit dem Gleichlaut von dänisch «Schwert» und «Schwarte». – Diderik Skelet (Pseudonym): 101 Ultra-Short-Stories. København 1945, 103.

¹³ Klaus Rifbjerg: Anna (jeg) Anna. København 1969, 36.

¹⁴ Bernhard Glienke: Anna, Balthazar und die Deutschen: Ein Aspekt zweier dänischer Romane. In: Skandinavistik (Vornummer) 1970, 19–35, bes. 33, Anm. 11 mit Verweis auf Rifbjerg (wie Anm. 13), 238.

¹⁵ Walter Feigs: Zum Deutschlandbegriff im Norwegischen. Ein methodologischer Beitrag zur Bedeutungsforschung. In: Muttersprache 81 (1971), 77–97.

¹⁶ Friedrich Sieburg: Europäisch. In: Gemischte Gefühle: Notizen zum Lauf der Zeit. Stuttgart 1964, 21–23.

¹⁷ Entwicklung des Ichs. Hg. v. Rainer Döbert, Jürgen Habermas und Gertrud Nunner-Winkler. Königstein/Ts. ²1980, 10 (Neue Wissenschaftliche Bibliothek: Soziologie).

¹⁸ Lothar Krappmann: Soziologische Dimensionen der Identität (...). Stuttgart 1971, 9 (mit weiterführender Literatur).

¹⁹ Jürgen Habermas: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden? In: Zwei Reden. Hg. v. Jürgen Habermas und Dieter Henrich. Frankfurt a.M. 1974, 28 (Suhrkamp Taschenbuch 202). – Zum Verhältnis von 'Identität' und 'Rolle' vgl. L. Krappmann (wie Anm. 18), 97–131.

²⁰ J. Habermas (wie Anm. 19), 68.

²¹ L. Krappmann (wie Anm. 18), 17.

²² Carl Erik Soya: De sidste: 661 indfald og udfald. København 1960, 67.

²³ Henning Frederik Feilberg: Bidrag til en Ordbog over jyske Almuesmål. København 1886–1914. Band IV, S. 913. – Ordbog over det danske Sprog XXIV, 1948, Sp. 1343. – Jørgen Nash: Galgenfuglen: Et romaneksperiment. København 1949, 101. – Vgl. «saa vred, som en Tydsker» bei Steen Steensen Blicher: Præsten i Vejlbjby: En Criminalhistorie (1827–1829). Hg. v. Svend Norrild. København ⁷1964, 21. – Weitere Belege z.B. aus Ludvig Holberg: Den Vægelsindede (1731), bei T. Vogel-Jørgensen: Bevingede Ord (...). København 1963, Sp. 989.

²⁴ Dansk Litteratur Historie (Politiken). Band IV. København 1966, 451. – Vgl. auch «dræbt af tyskerne» (von den Deutschen ermordert). In: Danske digtere i det 20. århundrede. Hg. v. Torben Brostrøm und Mette Winge. Band 3. København 1981, 110.

²⁵ Hans Peter Johannsen: Deutsche und dänische Dichter der Gegenwart (...). Heide/Holst. 1957, 231f.

²⁶ Rainer Roth: Was ist typisch deutsch? Image und Selbstverständnis der Deutschen. Freiburg/Würzburg 1979, 146.

²⁷ Günter Grass: Der Butt. Roman. Darmstadt/Neuwied 1977, 686.

²⁸ Georg R. Schroubek: Prag und die Tschechen in der deutsch-böhmischen Literatur. In: Zeitschrift für Volkskunde 75 (1979), 215.

²⁹ G. R. Schroubek (wie Anm. 28), 215, Anm. 74.

³⁰ Ernst Siegfried Hansen: Disteln am Wege (...). Bielefeld 1957, 384.